

Als mich die Ambulanz überfiel und das Virus fassen wollte ...

Ein Minidrama von Linda Woess

Alleine, wenn ich das Wort Leberpastete hörte, lief mir das Wasser im Mund zusammen. Ich liebte sie in allen Varianten. Ob es die feingewürzten Gerichte aus einer Farce von Fleisch, Wild, Geflügel oder Fisch waren, die in einer Teighülle gebacken wurden, oder jene delikatsten im Glas, oft veredelt mit Preiselbeeren oder Trüffeln. Einmal entdeckte ich eine Paté, die sogar Blattgold enthielt und auf meinem Frühstücksteller glänzte und gleißelte, bevor ich sie mit Hochgenuss verspeiste. Selbst die mit Speck ummantelten Pasteten fand ich himmlisch, auch wenn sie für mich wegen ihres hohen Fettgehaltes weniger bekömmlich waren. Irgendwann las ich, dass meine Lieblinge auch sehr gesund seien, denn sie enthielten eine große Menge an Vitamin A, B1 und B2, C und D. Nichts und niemand konnte mich aufhalten, wenn ich ihrer ansichtig wurde. Die Lust und Gier waren jedes Mal übermächtig und der Genuss orgiastisch. Auch an jenem Tag, der dann unglücklich enden sollte.

Der Abend begann urgemütlich. Ich machte es mir auf meinem Sofa bequem, schmiegte mich in die weiche Polsterung, lagerte die Beine hoch und balancierte ein Tablett mit heißem Tee, knusprigem Baguette und Leber-Paté auf meinen Knien. Ich langte zu, biss genüsslich in das krosse, mit Pastete dick bestrichene Gebäck und trank den köstlich duftenden Tee dazu. Es war eine cremig pürierte Geflügelleber, fein abgestimmt mit Rotwein und Vin Santo, Kräutern und einem Hauch Trüffel. Jeden Bissen nahm ich andächtig in den Mund, delectierte mich an den perfekt aufeinander abgestimmten Zutaten – Kapern, Sardellen, Thymian, Petersilie und Basilikum. Für diesen Hochgenuss ließ ich jederzeit den besten Braten und jedes Schnittzel stehen, brauchte weder Haute Cuisine, Slow oder Fusion Food, denn Leber-Paté war mein Ein und Alles. Im Fernsehen lief ein alter Film mit Lino Ventura, und meine Welt war in Ordnung.

Zwei Stunden später änderten sich Situation und Stimmung radikal. Mir wurde übel. Sehr übel. Als erste Gegenmaßnahme setzte ich mich kerzengerade auf, um der Verdauung auf die Sprünge zu helfen. Das half nicht. Eine unübersehbare Blähung setzte ein, es gab einen Ruck im Magen, und schlangengleich bahnte sich mein köstliches Abendbrot langsam den Weg zurück in meinen Hals. Ich sprang auf und sprintete zur Toilette, erreichte sie in letzter Sekunde, riss die Türe auf, beugte mich über das Becken und musste schweren Herzens mein Lieblingsessen wieder herschenken. Doch das war erst der Anfang. Denn für die nächste Stunde wurde die Toilette zu meinem Stammplatz, ich übergab mich explosionsartig wieder und wieder, bis ich schwach, schwindlig und mit rasendem Puls zu Boden sank. Mein Mitbewohner geriet in Panik, stürzte mir nach, sah die ekelige Bescherung, überwand sich, sammelte mich auf und setzte mich auf das Sofa. Die Position konnte ich nicht lange

halten, kippte zur Seite und machte auf ihn offenbar einen derart jämmerlichen Eindruck, sodass er mich kurzerhand hinaus zu seinem Auto und ins Krankenhaus schleppte. Ich war willenlos, doch soweit ich noch denken konnte, erschien es mir als eine vernünftige Entscheidung.

In Corona-Zeiten ist alles anders. Ein nur mit Nasen-Mund-Maske bedeckter Spitalsmitarbeiter und als Mensch erkennbares Wesen nahm mich – mittlerweile auch maskiert – beim Eingang in Empfang und wies meinen Mitbewohner, der mir folgen wollte, mit weit von sich gestreckten Armen ab. Er durfte keinen Fuß auf den blitzblank desinfizierten Boden setzen, schickte mir noch eine Kusshand und fuhr nach Hause. Ein Rollstuhl war ob meines bleichen Gesichts und erstarrter Mimik sofort zur Stelle, und nach einer kurzen Befragung hinsichtlich meiner Beschwerden wurde ich vom Empfangsmitarbeiter als gefährliche Person wahrgenommen und in die Spezialambulanz für Covid-19-Verdachtsfälle geschoben. Meine schwachen Einwände, es sei die Leberpastete und wohl nicht das gefürchtete Virus, wurden nicht gehört oder beiseite gewischt. Er identifizierte meinen Zustand als typisches und eindeutiges Symptombild für eine Covid-19-Erkrankung, und das Schicksal nahm seinen Lauf.

Die Fahrt durch den langen kahlen Gang zog sich, und mir war unsäglich übel. Endlich öffnete sich am Ende des Korridors eine Schwingtüre aus Milchglas und drei bis zur Unkenntlichkeit vermummte Gestalten empfingen mich, die ich nach Stimme und Körperbau als einen Mann und zwei Frauen erkannte. Über ihrem üblichen weißen Medizin-Gewand trugen sie eine bodenlange, in der Taille mit einer weißen Leine zusammengebundene Plastik-Pellerine samt niedlichem Plastikhäubchen – beides in der Farbe helltürkis, die ich nicht mag. Sie murmelten einander unter ihrer Gesichtsmaske etwas für mich Unverständliches zu, und in Minutenschnelle stach die männliche Person eine Nadel in meine Vene auf dem Handrücken – dort, wo es mehr schmerzt als woanders. Der Versuch misslang und manifestierte sich in einem sich rasch entwickelnden Hämatom. Beim zweiten Anlauf war er in der Armbeuge erfolgreich, zapfte mir reichlich Blut ab und ließ es in mehrere Röhrchen fließen, was meine Übelkeit nicht gerade verringerte. Anschließend schloss er mich an eine Infusionsflasche mit kristallklarer Flüssigkeit an, die nun langsam in meinen Arm tröpfelte. Währenddessen maß die erste weibliche Person mittels EKG die elektrische Aktivität meines Herzens und gratulierte mir zu dem vorbildlichen Ergebnis. Die zweite weibliche Person setzte sich an den Computer und fragte meine Daten ab. Langsam ging es mir besser.

Und dann nahm die männliche Figur den Corona-Test in Angriff. Er steckte mir ein langes Wattestäbchen in den Rachen, drehte es ein paar Mal hin und her, was ich ohne nochmaliges Erbrechen ertrug. Mein Magen war bereits sehr entleert, sodass ich nichts mehr herauswürgen konnte. Dann erklärte er mir die Konsequenzen

der Testung. Obwohl ich sein Gesicht und etwaige Mimik nicht erkennen konnte, denn die Camouflage war vollkommen, fühlte ich den Ernst, mit dem er mich darauf hinwies, dass ich mich unverzüglich in Quarantäne und damit buchstäblich in Hausarrest zu begeben hatte. Zehn Tage sollte ich so verbringen, bis das Testergebnis vorlag und ich davon verständigt würde. Es bedeutete, keine menschlichen und vielleicht auch keine tierischen Kontakte aufzunehmen, nicht einkaufen zu gehen, keine Post zu empfangen, keinen Müll zu entsorgen und wirklich keinen Fuß vor die Haustüre zu setzen. Mein Einwand, dass doch wahrscheinlich nur die Leberpastete der Grund für mein Unwohlsein gewesen sei, zählte nicht. Die Corona-Ambulanz hatte mich fest im Griff und erlaubte keine Spekulation. Resigniert ergab ich mich meinem Schicksal und fragte noch kleinlaut, wann mich denn der erlösende Anruf der zuständigen Behörde erreichen und aus der Isolation befreien würde. Die verummte männliche Gestalt meinte, dass ich bestimmt innerhalb von vierundzwanzig Stunden eine telefonische Mitteilung erhalte, ob ich nun positiv oder negativ getestet worden war. Wir kontrollierten zweimal, ob ich meine Telefonnummer richtig angegeben hatte. Die Wartezeit von einem Tag und einer Nacht empfand ich als zumutbar und erträglich und vertraute auf seine Aussage.

Nach drei Stunden Spitalsaufenthalt wurde ich in gutem Allgemeinzustand entlassen – auch meine Blutwerte hatten sich als glänzend herausgestellt. Doch nun ergab sich ein neues Problem. Mein Rücktransport nach Hause stellte sich als eine nicht leicht zu bewältigende Aufgabe dar. Ein Taxi durfte mich, da ich mich nunmehr in Quarantäne befand, nicht transportieren, und die Option, einen Nachspaziergang von rund sechs Kilometern mutterseelenallein um mittlerweile zwei Uhr morgens zu machen, lockte mich verständlicherweise nicht. Blieb als weitere Möglichkeit ein professioneller Rettungseinsatz, versteckt auf einer Bahre unter einer Plastikhülle sollte ich liegen, wofür es allerdings an die vierhundert Euro zu berappen galt. Diese Luxusreise wollte ich mir nicht leisten. Vielleicht könnte ich doch heimlich selbst ein Taxi rufen, mich maskieren und weit in den Fonds des Wagens drücken? In einhelliger Entrüstung wiesen die drei in ihr türkisfarbenes Plastikgewand eingehüllten Personen diese Idee von sich. Das würden sie nicht zulassen. Was blieb mir anderes übrig, als meinen Mitbewohner aus dem Tiefschlaf zu klingeln, in den er nach dem aufreißenden Geschehen um mich bestimmt schon gefallen war. Dagegen hatten die verummten Gestalten keine Einwände, vielleicht sickerte durch die dichte Plastikummhüllung doch so etwas wie Mitleid mit mir, nachdem sie die Ausweglosigkeit der Situation erkannt hatten, oder sie dachten plötzlich: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß und schauten weg. Mein Mitbewohner ist ein reizender Mensch, er wachte beim dritten Klingelton auf, zog ein Sakko über seinen Pyjama und holte mich ab. Die Heim-Quarantäne begann.

Tag eins und zwei verbrachte ich ruhig und gelassen, obwohl mich niemand in dieser Zeit anrief, um mir zu sagen, ob ich krank oder gesund sei. Ich verließ mich auf meine Selbstdiagnose, die mir dank meines Wohlbefindens relative Gesundheit attestierte, seit ich mich der anscheinend verdorbenen Leber-Pastete entledigt hatte und das Spitalswundermittel in Form einer Infusion in mich geflossen war. Offiziell blieb ich jedoch krank oder gesund. Positiv oder negativ. Das Wetter war herrlich spätsommerlich, ich lag die meiste Zeit lesend im Liegestuhl im Garten, denn für den Fall, dass ich doch schwer krank wäre, wollte ich mich schonen. Am dritten Tag brannte die Ungeduld unter meinen Nägeln, denn ich sollte bei einer Lese-Veranstaltung aus einem meiner Bücher vortragen. Ich telefonierte mit dem Spital – erhielt eine freundliche Nicht-Auskunft von wegen Datenschutz und technischer Sperre und bürokratischem Blablabla. Die zuständige Bezirksbehörde, die angeblich alle getesteten Personen registrierte und vom Ergebnis verständigen sollte, beantwortete keinen meiner Anrufe – ach ja, es war ein Wochenende. Na und? In einer der vielen Pressekonferenzen der politisch Verantwortlichen hatte ich doch gehört, dass mit Hochdruck Tag und Nacht und selbstverständlich auch am Wochenende gearbeitet würde? Vielleicht in Klausur ohne Kontakt nach außen? Auch an die seit Monaten kolportierte und beworbene Corona-Notrufnummer wandte ich mich, doch der freundliche, Telefondienst machende Mitarbeiter wollte mein Anliegen gar nicht hören und fragte ständig nach Symptomen, die ich nicht hatte. Die Quarantänebestimmungen zu umgehen wagte ich nicht, ich hatte noch die eindringliche Warnung des Spitalsarztes im Ohr und blieb zu Hause. Die Folgen eines Quarantänebruchs wollte ich mir erst gar nicht ausmalen, denn rechtlich gesehen konnte die Nichteinhaltung im Falle einer Ansteckung von anderen Personen durch mich als Körperverletzung oder versuchte Körperverletzung gewertet und mit hohen Geldbußen und sogar Haft bestraft werden. Wer weiß, vielleicht war ich doch positiv, und die Krankheit würde zeitverzögert bei mir ausbrechen? Dieses Risiko einzugehen zahlte sich nicht aus, und die Lesung fand ohne mich statt. Es ging mir an diesem Tag schlecht, sehr schlecht sogar, denn ich verlor zwischenzeitlich den Glauben an meine gute Konstitution und fühlte mich krank und kränker. Weiß die Behörde eigentlich, was sie auslöst, wenn sie wohl testet, aber dann die betreffende Person im Unklaren lässt?

Die Folgetage ging es mir wieder gut, obwohl mich kein Anruf erreichte, der Licht in mein Corona-Dunkel brachte. Der Spätsommer versöhnte mich mit meiner Situation. Die Sonne schien golden warm vom blauen Firmament und tauchte meinen Garten in ein weiches harmonisches Licht. Noch war die Wiese saftig grün und breitete sich wie ein grüner Teppich vor mir aus. Die Dahlien blühten um die Wette, die weißen Anemonen neigten sich bei jedem Windhauch einander zu, und auf dem Sommerflieder ließen sich unzählige Schmetterlinge nieder. Glück lag in der Luft, ein positives Gefühl, das von der Natur ausging und mich die Quarantäne vergessen

ließ. Bis zu dem Tag, als die Temperaturen sanken und der Regen kam. Vorbei war die gute Stimmung, trübe Gedanken quälten mich, so trübe und grau wie die geschlossene Wolkendecke am Himmel. Habe ich nicht soeben gehustet? Meine Stimme war nicht mehr klar und hell, sie klang heiser. Meine Stirn fühlte sich heiß an, das Fieberthermometer zeigte jedoch keine erhöhte Temperatur an – aber wahrscheinlich war es kaputt, ich hatte es lange nicht in Gebrauch gehabt. In meinen Gedärmen rumorte es, laut und nicht zu überhören. Mein linker Unterarm juckte, rechts hatte ich wiederkehrendes Seitenstechen, und müde war ich auch – musste ich mich jetzt ängstigen? Ich war im Grunde nie wehleidig und nicht sehr um meine Gesundheit besorgt, vertraute immer auf meine Immunstärke, doch diese Anzeichen gaben mir zu denken. Wo konnte ich die Symptome von Covid-19 nachlesen? Ich setzte mich an den Computer und fragte Google. Ungefähr 30 Millionen Links poppten auf, ich klickte mich durch die ersten Seiten und fing zu lesen an. Je tiefer ich mich im Internet-Nirwana verlor und über die heimtückische Krankheit las, desto mehr Symptome zeigten sich an mir, und ich fühlte mich eins mit dieser bösen Seuche. Als ich davon überzeugt war, ernstlich erkrankt zu sein, wollte ich wieder in klinische Betreuung, wenn möglich auf der Intensivstation. In meiner Not bat ich meinen Mitbewohner, der sich in respektvollem Abstand zu mir aufhielt und sogar ein anderes Zimmer bezogen hatte, um mir aus dem Weg zu gehen, mich wieder ins Spital zu bringen. Er schüttelte den Kopf und drehte den Computer ab. Erst als er eine Stunde auf mich eingeredet und mir immer wieder versichert hatte, dass ich völlig gesund sei, sah ich von meinem Wunsch nach ärztlicher Hilfe ab.

Der erlösende Anruf kam nie. Ich verbrachte die restlichen Quarantänitage in künstlich niedergehaltener Unruhe. Probierte Atemtechniken aus, die ich von Yoga kannte und entsann mich aller Turnübungen, die ich jemals gelernt hatte. Vom Oberkörper-Twirl und Beinkreuzer bis zum Crunch mit gestreckten Beinen, von Liegestützen bis zu Hüftdrehern und Po-Lift war alles dabei, um mich physisch und mental in Form zu bringen. Das tägliche Workout verbesserte meine Laune, und die Muskeln wuchsen. Die Heimquarantäne ging nach zehn Tagen zu Ende, und ich fühlte mich so prächtig wie schon lange nicht. Ich war negativ, ignorante Behörde, ich brauche keinen Anruf, keinen Befund, denn ich weiß jetzt, dass sich dieses Phantom-Virus bei mir nicht eingenistet hat.

Die Moral von der Geschicht'? Vertraue den Behörden nicht! Sie gängeln mit Tests, stellen Mengenrekorde auf und lassen den Getesteten dann im Regen stehen – ohne positive oder negative Nachricht, weil sie mit der Bearbeitung nicht nachkommen.

Und noch etwas: Leber-Pastete, adieu. Ich rühre für lange Zeit keine cremig pürierte Geflügelleber, fein abgestimmt mit Rotwein und Vin Santo, Kräutern und einem Hauch Trüffel an.